

12) „Seid fruchtbar“

Ich möchte mit euch noch über einen andern, sehr wichtigen Aspekt der Schöpfungsgeschichte nachdenken und ihn in Beziehung setzen mit dem Wunsch des heiligen Benedikt, uns einen Weg der Entfaltung unserer menschlichen Natur zu zeigen.

Übersehen wir nicht, dass die erste Aufgabe, die Gott dem Menschen anvertraut, ja sogar das erste Gebot, dem der Mensch Gehorsam schuldet, das Gebot der Fruchtbarkeit ist, und dies noch vor dem Verbot, von der Frucht des Baumes der Erkenntnis von Gut und Böse zu essen: „Seid fruchtbar und vermehrt euch, bevölkert die Erde, unterwerft sie euch und herrscht über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels und über alle Tiere, die sich auf dem Land regen“ (Gen 1,28).

Welche Arbeit wir auch immer ausführen, auf materiellem oder auf geistigem Gebiet, sie muss immer auf Fruchtbarkeit ausgerichtet sein, sie muss unserer Berufung zur Fruchtbarkeit entsprechen. Wir sind lebendige Geschöpfe, nicht Gegenstände, und das bedeutet, dass unsere Entfaltung sich nie auf ein blosses Funktionieren beschränken darf. Sie muss immer fruchtbar sein, Leben hervorbringen, eine Bereicherung unseres Lebens und für die andern sein.

Aber zwischen dieses erste Wort, das Gott bei der Erschaffung Adams sprach, und uns schiebt sich der Sündenfall, und das macht die menschliche Fruchtbarkeit zu einem Problem. Die geschlechtliche Fruchtbarkeit, die kulturelle Fruchtbarkeit, die Fruchtbarkeit der Arbeit, die geistige Fruchtbarkeit, alles ist problematisch geworden, nichts ist mehr selbstverständlich, alles ist geprägt von Mühsal, Schwierigkeiten, Verwirrung, von der Möglichkeit zu scheitern, von Sterilität. Man kann nicht mehr damit rechnen, dass der Mensch fruchtbar sei, sich vermehre und die Erde füllen, über sie und alle Tiere herrschen kann. Und dennoch entzieht Gott dem Menschen diese Berufung nicht, weil sie zur menschlichen Natur gehört, und weil Gott den Menschen nicht zerstören will, wenn er ihn wegen der Sünde straft. Gott kann strafen und zurechtweisen, er macht aber die Berufung, die er dem menschlichen Geschöpf gegeben hat, nicht rückgängig. Das ist für uns ein entscheidender Aspekt der Barmherzigkeit Gottes, den wir nie vergessen dürfen.

Zwischen der Berufung zur Fruchtbarkeit, die Gott Adam und Eva gegeben hat, und unserer Berufung zur Fruchtbarkeit steht jedoch nicht nur die Sünde, sondern vor allem Christus, die Erlösung. In Christus nimmt die Berufung zur Fruchtbarkeit des Menschen eine paradoxe Wende: Sie verwirklicht sich im Sterben: Das „Seid fruchtbar und mehret euch“ der ursprünglichen Berufung Gottes wird zum „Amen, amen ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Joh 12,24).

Wie in allen Gleichnissen beschreibt hier Jesus einfach, was in der Natur geschieht, in der Wirklichkeit, die jeder beobachten kann. Im Samen, der stirbt, sieht er das beste Bild für das, was in unserem Leben geschehen muss, damit der

Mensch nach dem Sündenfall, nachdem er sterblich geworden ist, auf seine ursprüngliche Berufung zur Fruchtbarkeit antworten kann.

„Seid fruchtbar und vermehrt euch“ (Gen 1,28). Das kann nicht mehr geschehen ohne dem Tod Rechnung zu tragen, der Tatsache, dass unser Leben dem Gesetz des Todes unterworfen ist. Aber gerade hier fällt das Licht des Ostergeheimnisses Christi in überwältigender Weise auf unser Leben. Christus verwandelt die Folge der Sünde, das entscheidende Hindernis für die Fruchtbarkeit unseres Lebens, geradezu in die Bedingung für unsere grösste Fruchtbarkeit.

Jesus offenbart uns, dass der Tod Leben hervorbringt, ein reicheres Leben, eine vielfache Fruchtbarkeit. Er offenbart dies dadurch, dass er für uns stirbt, dass er als Erster diesen Tod, den fruchtbaren Tod stirbt, den Tod, aus dem die Auferstehung hervorgeht, den Tod, der nicht wie der unsrige Konsequenz der Sünde, sondern reine Hingabe seines Lebens ist.

Der Tod des Weizenkorns ist ein Tod der Demut, der *humilitas*, eine Folge des „in die Erde Fallens“, des in den *Humus* Fallens.

Der erste Tod, der Adam und seiner Nachkommenschaft auferlegt wurde, ist die Frucht des Stolzes, der Überheblichkeit. Mann und Frau wollen sein „wie Gott“ (Gen 3,5). In ihrem Stolz erheben sie sich über die Erde, über den Staub, aus dem sie geformt sind. Die Folge davon ist ein steriler Tod, ein erlittener Tod, ein Tod, der kein Leben hervorbringt.

Der Tod Christi hingegen ist das Ergebnis seiner Erniedrigung. Er ist der tiefste Punkt seiner Erniedrigung, seiner Demut: „Er war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern er entäusserte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen; er erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2,6-8).

Christus offenbart uns das, was von jeher das Geheimnis jeglicher Fruchtbarkeit ist, ein Geheimnis, das die Natur uns schon immer im Gesetz der Samen erkennen lässt, die in die Erde fallen müssen, um Frucht zu bringen.

Wenn es aber nicht mehr um ein einfaches Samenkorn geht, das in die Erde fällt, um zu sterben, sondern um Gott selbst, und durch die Gnade Gottes um den Menschen, dann ist die Frucht des Todes die Auferstehung, dann ist die Frucht das Leben, das stärker ist als der Tod, das Liebe ist, „stark wie der Tod“ (Hld 8,6), wie das Hohelied uns verkündet, ist es die Frucht des Lebensbaumes.

In diesem Licht müssen wir den heiligen Benedikt und seine Vorstellung vom monastischen Leben und vom Menschen verstehen. Der Mönch, der die Regel befolgt, wird zur Erkenntnis geführt, dass die Fruchtbarkeit seiner Person nur möglich ist, wenn er sich selber stirbt. Wenn Adam und Eva arbeiteten, wenn sie die Früchte des Gartens ernteten, wenn sie ein einfaches Leben führten, dann konnten sie auch vergessen, dass dies alles nur dank Gott möglich ist. Sie konnten vergessen, dass sie ohne Gott nichts tun, ja nicht einmal leben würden. Die Sünde ist dieser Versuchung, unsere unveränderliche Abhängigkeit von Gott, unserem Schöpfer zu vergessen, erlegen.

Der Tod lehrt uns, dass wir die endgültige Fruchtbarkeit unserer Existenz nicht zu garantieren vermögen. Der Tod stellt uns vor die Realität, vor die Wahrheit, dass wir Geschöpfe sind. Und wenn Gott gestattet hat, dass der Tod in die Welt kommen konnte, dann geschah das nicht aus Rache, nur zur Strafe, sondern um uns das Leben, das wahre Leben zu zeigen, diese Wahrheit, die sich im Tod und in der Auferstehung Christi vollkommen offenbart. Die Demut des Menschen besteht in der Erkenntnis, dass er nichts vermag ohne Gott, dass er nichts ist ohne Gott. Auf sich allein gestellt bleibt er steril. Wenn er aber bereit ist, seinem autonomen Alleinsein zu sterben, wird selbst sein Tod zum Ort, wo das Wunder neuen Lebens sich ereignet, ein fruchtbares, vielfältiges Leben, ein Leben der Gemeinschaft. Das Weizenkorn wird Ähre.

Die gesamte Regel will dieses Bewusstsein in uns wach halten. Das Gebet, die Arbeit, das Gemeinschaftsleben, die Gäste, die Kranken, die Verantwortlichen, die Brüder, die straucheln, der Schlaf und das Wachsein, das Fasten und das Essen, das Schweigen und das Reden, alles erinnert und erzieht uns zur Einsicht, dass wir ohne Gott nicht leben und nicht fruchtbar sind.

Es ist allerdings notwendig, dass im Mittelpunkt dieses Lernprozesses, wahre Geschöpfe zu werden, ein bewusstes Akzeptieren steht, ein Herz, das ja dazu sagt. Deshalb stellt Benedikt ins Zentrum der monastischen Spiritualität die Erziehung unseres Herzens zur Demut. Nur ein demütiges Herz kann im Zentrum unseres monastischen Lebens, des menschlichen Lebens überhaupt, stehen, ein Herz, das alles eint. Das demütige Herz will wirklich mit Gott leben, will tatsächlich in Treue an ihm hängen.

Der heilige Benedikt definiert das demütige Herz mit einem wunderschönen Ausdruck. Wir finden ihn auf der siebten Stufe der Demut: „Der Mönch erklärt nicht nur mit dem Mund, er sei niedriger und geringer als alle, sondern glaubt dies auch aus tiefstem Herzen“ (RB 7,51). Der lateinische Ausdruck ist noch viel stärker: „*intimo cordis credat affectu* – er glaubt es mit der tiefsten Zuneigung seines Herzens“.

Es geht also darum, das Bewusstsein der eigenen Armseligkeit ins Innerste unseres Herzens eindringen zu lassen. Jede Stufe der Demut ist auf dieses Ziel ausgerichtet, will dazu erziehen, zu dieser Verinnerlichung des Empfindens für das eigene Ungenügen, für die Erkenntnis, aus sich selber, ohne Gott wertlos zu sein. Alles, was in der monastischen Askese nicht dieses Ziel anstrebt, uns nicht dazu anspornt, ist fruchtlos. Wenn unser Herz nicht dieses Weizenkorn ist, das in die Erde der Demut fallen will, um seinem Stolz zu sterben, wird nichts in unserem Leben fruchtbar sein. Alle Anstrengungen, die nicht zu diesem Ziel führen, die nicht dahin streben, sind umsonst und sogar schädlich. Ein Zöllner, ein Sünder mit demütigem Herzen ist heiliger in den Augen Gottes als der vollkommene Pharisäer mit stolzem Herzen.

Vor allem stellen wir aber fest, dass wir ohne dieses demütige Empfinden im Innersten unseres Herzens nicht frei sind; frei gegenüber allem, was unser Leben beschäftigt und belastet. Die Demut des Herzens heilt alles, auch ein total verpfushtes, auf Abwege geratenes Leben, auch ein in sich völlig widersprüchliches Leben.